

Lyndal Roper, **Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation.** Aus dem Englischen von Wolfgang Kaiser. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 1995 (engl.: *The Holy Household. Women and Morals in Reformation Augsburg*, Oxford/New York: Oxford University Press 1989), 296 S., 11 Abb., öS 531,00/DM 68,00, ISBN 3-593-35357-1.

Dies., **Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit.** Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (engl.: *Oedipus and the Devil. Witchcraft, sexuality and religion in Early Modern Europe*, London/New York: Routledge 1994), 315 S., 11 Abb., öS 214,00/DM 28,90, ISBN 3-596-12765-3.

Das fast gleichzeitige Erscheinen der deutschen Übersetzungen der Dissertation Lyndal Ropers und eines Sammelbandes, in dem ihre weiterführenden Aufsätze in überarbeiteter Fassung wiederabgedruckt sind, erlaubt es nun einem über die Spezialist/inn/en der Geschlechter- und Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit hinausgehenden Kreis, die Arbeiten einer faszinierenden Historikerin zur Kenntnis zu nehmen. Ihre Forschungen über den Einfluß der Reformation auf das Geschlechterverhältnis und über die Hexerei beruhen in der Hauptsache auf Augsburger Quellen, doch der aus den Fallanalysen abgeleitete allgemeine Erklärungsanspruch stellt sie in das Zentrum der frühneuzeitlichen Geschlechtergeschichte. Obwohl die methodischen Reflexionen, die die wissenschaftliche Entwicklung der Autorin begleiten, durch die zeitliche Verzögerung der Übersetzung an Brisanz eingebüßt haben, bietet ihre „nachträgliche“ Rezeption eine Möglichkeit, sich im Rückblick des methodischen Wandels in der Geschlechtergeschichte seit dem Ende der 80er Jahre zu vergewissern und sich angesichts der Streitbarkeit dieser Historikerin, die ihre Ergebnisse stets im Hinblick auf geschichtliche Paradigmen formuliert, des ursprünglichen Anspruches zu erinnern, Herausforderung für die „allgemeine“ Geschichte zu sein.

Der einleitende Essay des Aufsatzbandes „Ödipus und der Teufel“ (11–47), in dem Lyndal Roper sich mit ihrer „körpergeschichtlichen Wende“ auseinandersetzt, zeigt am deutlichsten den Gewinn einer solchen Reflexivität. Die hier formulierte Kritik an Konzepten wie Zivilisierung und Sozialdisziplinierung sowie an den Ansätzen der neuen Kulturgeschichte bleibt wegweisend. Nach Lyndal Roper liegt ihnen ein kollektives Konzept von Subjektivität zu Grunde, das sich mit der Vorstellung eines „urtümlichen Charakters ein und desselben einfachen Gemütes“ (24) begnüge. Ihrer Ansicht nach eröffnet demgegenüber die Psychoanalyse die Möglichkeit, von psychischen und physiologischen Konstanten des Menschseins und der Geschlechtlichkeit auszugehen, ohne damit den historischen Wandel leugnen zu müssen, und erlaube zudem, auch das Unbewußte zu erfassen, das zum Verständnis der Religion und der Magie in der Frühen Neuzeit unbedingt notwendig sei.

Welchen Gewinn die Geschichtswissenschaft aus dieser methodischen Erweiterung ziehen kann und welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, zeigt der Aufsatz „Ödipus und der Teufel“ (232–252). Lyndal Roper analysiert den Fall Regine Bartholomes, einer jungen Frau in Augsburg, die sich selbst der „Hexerei“ bezichtigte. Die Annahme, die sich Anklagende habe im Prozeß ihren ödipalen Konflikt neu inszeniert

und dadurch aufzuarbeiten versucht, läßt eine Dynamik in ihrem Verhältnis zu den Richtern sichtbar werden, die bisher übersehen wurde. Aber so überraschend die Einsicht ist, daß der Rat sich auf ein wirkliches Gespräch einließ, es mündet doch in die Hinrichtung einer sich willenlos Unterwerfenden. In diesem Ende deutet sich die Diskrepanz zwischen dem Verständnis des Gerichtsverfahrens als heilendes Psychodrama und der Realität eines Prozesses an (251). Die Autorin hält dennoch an dem Wert ihrer Analyse fest, indem sie auf die Kraft des selbstzerstörenden Willens Regines und auf die zwingende Logik der Rollenverteilung verweist (252). Die Möglichkeit, daß es sich bei Regine um eine den Kräften ihres Unbewußten ausgelieferte „Selbstmörderin“ handelte, ist nicht auszuschließen, aber der Wert dieser Interpretation bleibt unsicher, da er allein auf Prozeßakten beruht. Sie erlauben es zwar in manchen Fällen, die Kindheitskonflikte von Angeklagten äußerlich zu rekonstruieren, aber ein zweifelsfreier Rückschluß auf die psychische Realität scheint auf ihrer Basis kaum möglich. Lyndal Roper ist sich bewußt, daß ihre Vorannahmen das Ergebnis ihrer Untersuchung prägen. Den Vorwurf der Projektion kontert sie mit dem Verweis auf die Standortgebundenheit jeder Erkenntnis. Dabei verwischt sie jedoch den Unterschied zwischen einer theoriegeleiteten Interpretation historischer Quellen und einer Hermeneutik, die die Vieldeutigkeit nicht dem Bemühen um ein geschlossenes Interpretationsschema opfert.

Bezeichnend für die Eindimensionalität, die eine enge Rückbindung an eine Theorie mit universalem Anspruch hervorbringen kann, erscheint mir das ungeklärte Verhältnis zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Woher wissen wir, welche der Aussagen der Angeklagten auf realem psychischem Erleben beruhten und welche auf die Imagination der Richter zielten? Könnte nicht Regines Verhalten am Ende auf einen Freispruch wegen Unzurechnungsfähigkeit zielen? Noch deutlicher sind die rationalen Motive bei der Erklärung des rätselhaften Verhaltens zu vermissen. Kann die Entscheidung eines Komitees tatsächlich mit individualpsychologischen Kategorien erfaßt werden? Müssen hier nicht ein strategisches Verhalten oder zumindest gruppendynamische Mechanismen, die sogar über den Rahmen eines Prozesses hinausgehen, mitberücksichtigt werden? Lyndal Ropers Ansatz stellt zwar eine wohlthuende Provokation dar, weil sie das Modell eines allein rational bestimmten Individuums, das allen sozialhistorischen Interpretationen unterliegt, außer Kraft setzt, aber das Unbewußte allein reicht nicht aus, um menschliches Verhalten zu erklären.

Wie der Marxismus wichtige Fragen an die Geschichte stellte und eine neue Dimension der historischen Wirklichkeit erschloß, so aufschlußreich und zugleich begrenzt erscheint mir der Gewinn einer Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber der Psychoanalyse. Im Beitrag „Hexerei und Hexenphantasien in der Frühen Neuzeit“ (204–231), der den für Augsburg charakteristischen Fall der Hexereianklage von Kindsbettkellnerinnen untersucht, eröffnet die Erklärung des Hexenbildes aus einer ins Negative gewendeten Vorstellung von der Mutter eine neue Perspektive. In der Anwendung dieser Erkenntnis auf den Einzelfall zeigt sich jedoch dann die Gefahr, durch die Beschränkung auf einen psychoanalytischen Horizont die Aussagekraft der Quellen zu

reduzieren und im Hinblick auf überzeitliche Konstanten zu transzendieren. Brauchen wir den Rückgriff auf „präödpale Konflikte“ (209), um zu verstehen, daß eine bettlägerige Hausherrin einer sozial randständigen Frau, die ihre Versorgung und die ihres Kindes übernimmt, ambivalente Gefühle entgegenbrachte? Die Einführung einer anthropologischen Konstante aus dem frühkindlichen Verhältnis zur Mutter intensiviert zwar die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, wesentlich neue Aspekte, die nicht auch mit hermeneutischen Mitteln zu erschließen gewesen wären, deckt sie in diesem Fall meines Erachtens aber nicht auf. Die Annahme, die „diabolische Theorie“ habe als „psychodramatisches Drehbuch“ gedient (266), mit dessen Hilfe die Verzweiflung über den Tod eines Kindes verarbeitet werden konnte, blendet zudem eine wichtige Frage aus: Warum kam es in manchen Fällen zu einer Hexereianklage und in anderen Fällen nicht? Die Infamie der Denunziantinnen erscheint durch die Ableitung aus unbewußten Mechanismen harmloser als sie ist.

Uneingeschränkt überzeugend und fruchtbar im Hinblick auf eine Historisierung der Subjektivität scheinen mir hingegen die Beiträge, die sich an psychische Phänomene (vgl. „Exorzismus und die Theologie des Körpers“, 173–203) und an die Geschlechtsidentität über eine Kontextualisierung mit theologischen Vorstellungen annähern (vgl. „Sexualutopien in der deutschen Reformation“, 78–106). Beeindruckend ist vor allem die Beschäftigung der Autorin mit der männlichen Geschlechtsidentität im zweiten Abschnitt des Aufsatzbandes. Die hier in erweiterter Fassung abgedruckten Arbeiten haben der frühneuzeitlichen Geschlechtergeschichte einen wichtigen Impuls verliehen. In „Blut und Latze“ (109–126) arbeitet Lyndal Roper ein Bild von Männlichkeit heraus, das der Vorstellung von dem vernünftigeren Geschlecht vollkommen entgegengesetzt ist: Der Mann erscheint im Verständnis der Frühen Neuzeit als Wesen, das sich „jeden Moment in ein schweineähnliches Geschöpf“ verwandeln kann, weil sein „verunreinigender Körper“ „sich selbst und andere zu beschmutzen droht“ (116). Wie eng dieses Bild der Transgression mit der Ordnungsvorstellung der Zeit zusammenhängt, unterstreichen die Überlegungen in „Saufen, Fressen, Huren“ (147–169). Von Foucault inspiriert, zeigt die Autorin, daß „Disziplinierung“ nicht nur Repression bedeutet, sondern zugleich die Exzesse produziert, die sie unterdrücken will (168). Mit der Formel „Obsession statt Repression“ vollzieht sie einen Standpunktwechsel, der nicht nur den Streit über das Verhältnis zwischen Norm und Praxis aushebelt, sondern auch vor einer zu scharfen Trennung zwischen undisziplinierter Volks- und disziplinierender Elitenkultur bewahrt. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte zur historischen Kulturforschung wäre kaum deutlicher unter Beweis zu stellen.

Die im ersten Teil zusammengefaßten Aufsätze stellen aufschlußreiche und lesenswerte Vertiefungen der Fragestellungen und Methoden dar, die „Das fromme Haus“ prägen. Lyndal Ropers Anliegen in der Beschäftigung mit der Reformation ist es, die Vorstellung zu relativieren, die protestantische Sexualmoral sei progressiv gewesen. Ausgehend von den Lebensräumen und Wahlmöglichkeiten der Frauen vertritt die Autorin in ihrer Dissertation die These, die Sprengkraft der reformatorischen Lehre sei in den Städten durch eine patriarchalische Interpretation entschärft worden. Sie führt diese Rezeption auf den Einfluß der Zünfte

zurück (30ff). In Augsburg scheint eine Verbindung zwischen patriarchalischer Zunftideologie und reformatorischer Sittlichkeit augenfällig, denn die bisher vom Regiment der Stadt ausgeschlossenen Vertreter des Handwerks erhielten hier im Verlauf der Reformation Mitspracherechte (68f). Repräsentanten der Zünfte wurden sogar als Zuchtherren und Eherichter selbst in der Neuordnung der Geschlechterverhältnisse aktiv (72–75).

Im Nachwort zur deutschen Ausgabe deutet Lyndal Roper nur an, in welcher Hinsicht sich der Horizont der Forschung seit dem Erscheinen des englischen Originals verändert hat (228–235). Das antagonistische Bild der Geschlechterbeziehungen ist von Heide Wunder entscheidend relativiert worden (229). Zur Erweiterung der Geschichte der Weiblichkeit um die Geschichte der Männlichkeit hat die Autorin selbst einen wesentlichen Beitrag geleistet. Dazu kommt, daß sie die Wirkungskraft eines „bloßen“ Diskurses auf die Modellierung der Geschlechtsidentität eingeschränkt hat. Bedeutsamer scheint mir allerdings eine fast beiläufige Bemerkung in der Einleitung zu ihrem Aufsatzband, in der sie von einer „moralisierenden Rückbesinnung auf einen älteren, auf dem Haushalt basierenden Utopismus“ spricht, aus dem die Reformation „einiges an Kraft“ gezogen habe (35). In der Fußnote dazu verweist sie auf eine Untersuchung über das humanistische Haushaltsideal. Damit tritt eine geistesgeschichtliche Verankerung der Ehelehre neben die sozialhistorische Fundierung der Rezeption reformatorischer Lehren im Handwerkermilieu. Sie hatte meines Erachtens nicht überzeugen können, denn was der Einzelfall Augsburg mit der Erweiterung der Führungsschicht zu beweisen schien, wird durch andere Städte widerlegt, deren Sittenzucht sich kaum von der Augsburgs unterschied, ohne daß es zu einer Beteiligung von Zunftmitgliedern bei ihrer Durchsetzung gekommen war. Was die Ideologie der Zünfte betrifft, scheint mir ihre Identifikation mit den Notwendigkeiten einer im Handwerk vorherrschenden Lebensform zu einfach und grenzt dann an Funktionalismus, wenn sie unmittelbar aus den Interessen der Meister abgeleitet wird. Für die zünftische Ober- und Unterschicht korrespondierte der Entwurf des geordneten Haushaltes kaum mit der Realität, das zeigt Lyndal Roper im Verlauf ihrer Untersuchung selbst. Angesichts des Widerstands der betroffenen Zunftmitglieder gegen die Reglementierung ihres Verhaltens liegt der Verdacht nahe, daß die Moral der Zünfte bisher mehr dazu gedient hatte, nicht-seßhafte ökonomische Konkurrenten oder die städtische Oberschicht zu diffamieren, als daß sie als verpflichtend für das Verhalten der Mitglieder verstanden worden war. Der Unterschied zwischen einer genossenschaftlichen Ideologie und einer mit Zwangsmitteln durchgesetzten obrigkeitlichen Norm spricht gegen eine „Machtübernahme“ der Handwerksmeister in der Sittenzucht. Die Frage nach der Position der Ratsherren gegenüber der sittlichen Neuordnung – jenseits der Herrschaftsinteressen des Rates – stellt sich daher in aller Dringlichkeit. Zu einfach erscheint mir auch ein Modell des Wandels, das die Bedeutung der Reformation voraussetzt, ohne sie zu belegen. Wenn die neue Ausrichtung der obrigkeitlichen Geschlechtermoral, wie inzwischen verschiedene Arbeiten nachgewiesen haben, bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in der Ratspolitik spürbar wurde (232), stellt sich die Frage, ob die dem

16. Jahrhundert eigene „intensive Beschäftigung mit Fleischessünden und dem Körper“ (232) die reformatorische Theologie braucht oder ob sie nicht aus über den Protestantismus hinausreichenden kulturellen Entwicklungen abzuleiten ist.

Unberührt von diesen Einwänden bleibt jedoch der Hauptteil der Arbeit, der einer Nahaufnahme der Auseinandersetzungen vor und mit dem Rat bzw. den Zuchtherren gewidmet ist. Die dabei von Lyndal Roper unter Beweis gestellte Schärfe des Blickes für die Streitfragen und die Sprache der Geschlechter führt zu überzeugenden Ergebnissen, weil sie Mentalitätengeschichte nicht, wie häufig geschehen, durch Geistesgeschichte ersetzt. Die Berücksichtigung von ökonomischen und sozialen Aspekten sowie der symbolischen Vorstellungen vom Männlichen und Weiblichen zeichnen ein vieldimensionales Bild, das wichtige Bereiche des Geschlechterverhältnisses im Wandel ins Licht rückt. Das Vorgehen der Autorin entspricht hier einer sensiblen Hermeneutik, die sich das Verständnis des Handelns über eine einfühlsame Observation erschließt. Die Implikation der Beobachterin, die meines Erachtens in manchen Interpretationen die Bedeutung der Männergewalt und den Antagonismus zwischen Männern und Frauen sowie an anderen Stellen die sexuelle Dimension der Geschlechterbeziehungen überbetont, gehört zur „Unreinheit“ dieser Methode. Dem Verdienst, die symbolische Dimension der Geschlechterbeziehung und die Bedeutung des Handelns Einzelner ins Bewußtsein gerückt zu haben, tut dies keinen Abbruch. Aufgrund der immer wieder erstaunlichen Sensibilität, mit der Lyndal Roper die Konfrontation zwischen einzelnen Männern und Frauen im Angesicht des parteiischen Rates aufschlüsselt, stellt ihre Dissertation einen Meilenstein in der Geschlechtergeschichte dar und bleibt daher lesenswert.

„Das fromme Haus“ und „Ödipus und der Teufel“ fordern, jedes für sich, jenseits ihres Beitrages zur Geschlechtergeschichte, eine methodologische Diskussion über die Reichweite und Erklärungskraft von Diskurstheorie und Psychoanalyse in der Geschichtswissenschaft. Das hohe Reflexionsniveau und die Fähigkeit der Autorin, auch die eigenen Forschungen kritisch in Frage zu stellen, lassen es angeraten erscheinen, beide Bücher zusammen zu lesen. Wer sie nacheinander liest, kann nicht nur die fruchtbare Auseinandersetzung einer herausragenden Historikerin der Frühen Neuzeit mit sperrigen Quellen nachvollziehen, sondern vertraut sich bei dieser wissenschaftlichen Reise einer Forscherin an, die eine Begegnung mit den Menschen der Vergangenheit sucht. Sie läßt nicht unberührt.

Beate Schuster, Paris